

Nichts ist politischer als die Sprache

Der Schriftsteller Kurt Drawert ist neuer Stadtschreiber von Dresden und erklärt, warum der Ort genau richtig für ihn ist.

Widerspruch, Konflikt und Aufbegehren, das treibt die Texte des Schriftstellers Kurt Drawert an. Er schreibt Lyrik und Prosa und zählt zu den wenigen Autoren, die sich auch theoretisch zu ihrer Arbeit äußern. Der 62-jährige verbrachte einen Teil der Kindheit und die Jugend in Dresden, war Hilfsarbeiter in einer Bäckerei, bei der Post und an der Landesbibliothek. In den Achtzigerjahren studierte er am Literaturinstitut Leipzig. Seit 1996 lebt er in Darmstadt. Dort leitet er das Zentrum für junge Literatur. Nun wird Kurt Drawert ein halbes Jahr lang mit einem Stipendium als Stadtschreiber in Dresden arbeiten.

Die alten Freunde im Osten sind unverständlich geworden, stellen Sie in einem Gedicht fest. In einem anderen Text beschreiben Sie die biografische Bindung an die DDR als einen fortwährenden Fluch. Warum kommen Sie dann zurück in den Osten?

„Meine Freunde im Osten/ verstehe ich nicht mehr, im Landstrich/ zwischen Hamme und Weser/ kenne ich keinen.“ Das steht in „Ortswechsel“, geschrieben Anfang der 90er-Jahre. Das ist nun wirklich nur noch historisch zu verstehen. Auch Gedichte, Texte werden einmal historisch. Sie archivieren Gefühle, die später abrufbar sind. Ein Geschichtsbuch kann sagen, was war, nicht aber, wie es war – das ist Sache der Literatur. Ich komme also ganz und gar nicht in den Osten zurück, wenn ich jetzt nach Dresden komme, sondern nach Dresden. Mich interessiert, was jetzt ist – und es ist natürlich immer auch eine Spur aus der Vergangenheit heraus und in Vergangenheit hinein. Die Geschichte ist gnadenlos, sie verfolgt jeden, bis zum Schluss.

Was erwarten Sie?

Arbeiten, schreiben zu können. Eine Spannung zu finden, die mich interessiert und bereichert.

Gibt es etwas, woran Sie anknüpfen wollen?

Ich weiß es nicht. Ich weiß nie sehr viel von den Dingen, die ich mir vorgenommen habe. Alles andere wäre mir langweilig.

Woran werden Sie in Dresden arbeiten? An meiner Erinnerung.

Die Stadt hat gerade keinen guten Ruf. Warum haben Sie sich trotzdem um das Stipendium beworben?

Die Welt an und für sich hat gerade keinen sehr guten Ruf, würde ich sagen, was soll da in Dresden schon anders sein. Natürlich liegen hier ein paar Nerven mehr blank, kommen Konfliktfelder zum Vorschein, die offensichtlich in der Gesellschaft produziert werden sind. Für mich als Schriftsteller ist der Konflikt das Interessante, der Riss, der Mangel. Warum sollte ich das meiden wollen? Einem Arzt würde man ja auch nicht sagen, er soll den Patienten, der bakteriell fiebert, am besten meiden, weil er sich anstecken könnte.

Sie schreiben von Pegida, von Flüchtlin-



Als Dresdner Stadtschreiber wird Kurt Drawert weder Reden verfassen für den Bürgermeister noch die Chronik der Stadt führen. Das Stipendium von monatlich 900 Euro, inklusive mietfreier Wohnung, soll ein halbes Jahr lang das Schreiben des Autors befördern.

Foto: Christian Juppe

gen in Heidenau. Ist es unter Schriftstellern nicht verpönt, Literatur mit politischer Meinung zu verbinden?

Wo steht das denn? Nichts ist politischer als die Sprache – wie könnte es da einen Schriftsteller geben, der unpolitisch ist.

In Ihrer Rede zum Kamenzer Lessing-Preis sagten Sie voriges Jahr: Die Welt verändert sich in einer Geschwindigkeit und Radikalität, für die es keine Sprache mehr gibt. Welche Folgen hat das für einen Schriftsteller?

Nah am Verstummen zu sein, einerseits. Ebenso und andererseits arbeitet die Sprache stets mit, wird herausgefordert, das Zentrum der Konflikte zu finden und den Grund der situativen Verwerfung. Aber das Zitat muss richtig heißen, dass es für die Radikalität der Veränderung noch keine Sprache gibt. Das Unbewusste zu symbolisieren oder, poetischer, das Unausprechliche zur Sprache zu bringen, das ist schon immer eine Funktion von Literatur gewesen. Eben weil sie sich dem Unbekannten, Fremden, Anderen zuwendet, vor dem konventionelle Texte – befangen in ihrer Vorstellung vom schon Bekannten – kapitulieren. Gewissheit aber ist das Gegenteil von Literatur, ihr Begräbnis sozusagen, ihr Tod.

Wie überzeugen Sie die Teilnehmer Ihres Literaturzentrums, in einer Krise weiterzuschreiben?

Ich gebe ihnen keine Ratschläge. Wie auch sollte das gehen. Dann müsste ich ja Bescheid wissen über all das, was keinen Anfang und kein Ende, keinen Einschluss und keinen Abschluss findet, weil es ein andauernder, fortwährender Prozess ist – das Schreiben, das literarische Schreiben, das auch mir in seinem Wesen oft rätselhaft bleibt. Nicht als Produkt, sondern in seiner Genese, seinem Entstehungszusammenhang. Und eine Krise ist schließlich auch ein Text, er findet nur seine Schrift gerade nicht. Das ist eine hochinteressante Dialektik, finde ich. Reden und Schweigen. „Wir dürfen das Schweigen nicht brechen“, steht bei Abbé Dinouart, „außer wir haben etwas zu sagen, das besser als Schweigen ist.“ Ein Satz, den ich bemerkenswert finde, denn es wird viel zu viel geredet und viel zu viel geschrieben, wofür es am Ende gar keine Hörer und Leser mehr gibt. Da kann es schon sinnvoll sein, die Worte fallen auch einmal aus. Nur so, als Warnung, kurz vor dem Ernstfall.

Es wird nicht nur zu viel geredet, es wird auch brutal, anmaßend, ordinär geredet – wo sehen Sie Ursachen für diesen Sprachverfall?

Ursachen gibt es viele. Eine Inflation der Zeichen, die für nichts mehr stehen, leer und verbraucht sind, ist ein Grund. Es gibt ja nicht nur eine Ökonomie der Waren und des Geldes, sondern auch eine der Sprache, die ebenso funktioniert. Worte werden ver-

schlossen, konsumiert im rein materiellen, physiologischen Sinn, und plötzlich stehen sie für nichts mehr zur Verfügung. Dann kommt hinzu, dass wir von einer Präsenz der Bilder umgeben sind, die Sprache und Schrift mehr und mehr verdrängt, was mit Regressionen einhergeht und einer Verarmung der Sprache.

Die Folgen sind allerdings fatal.

Sprachverlust ist immer auch Erkenntnisverlust. In dieses Reale, nicht mehr Symbolisierte hinein drängt der Affekt. Primitive Sprachen sind affektbesetzter, weil sie keine Differenzen mehr haben, und damit auch aggressiver. Dann haben wir es mit medialen Formaten zu tun, die Sprache aus ihrem technologischen System heraus simplifizieren und naiv werden lassen. Wer hätte sich früher vorstellen können, dass man einmal Politik via Twitter betreibt? Das Weglassen, das Überspringen, die verlorene Spur der Erkenntnis – das sind gravierende Rückbildungen des Denkens und Sprechens, mit denen komplexe Systeme nicht mehr dargestellt werden können. Unsere Welt ist aber komplex, überkomplex geradezu. Auch hier hat Literatur etwas zu tun, Sprache beweglich zu halten, Worte vor ihrer medialen Vergiftung zu retten, vor ihrem Verschwinden.

„Ich bin sehr gerne fremd und verstehe am liebsten kein Wort“, schreiben Sie – wo finden Sie so etwas wie Heimat?

Gedichte sind empathische Momentaufnahmen und wahr allein dadurch, dass es diesen Moment einmal gab. Und wenn er zur Verallgemeinerung drängt, zur kollektiven Erfahrung, ist er auch von Bedeutung. Das Subjektivste wird dann das Objektivste zugleich. In diesem Fall war es Istanbul, wo ich für längere Zeit leben und arbeiten konnte, worauf sich diese Zeile aus meinem Langgedicht „Der Körper meiner Zeit“ bezieht. Die Ironie wäre, könnte man die kontextuelle Einbindung lesen, wohl offensichtlich. So klingt es ein wenig nach erster Behauptung. Aber es stimmt auch, dass ich mit einem Begriff von Heimat nicht viel anzufangen weiß.

Warum nicht?

Ich denke immer an bestickte Kissenbezüge dabei, warum auch immer. Für andere ist das anders, sie brauchen dieses in Wahrheit doch recht diffuse Gefühl, von Heimat umgeben – fast möchte ich sagen: behütet – zu sein, und das ist auch völlig legitim. Vielleicht ist dieser Ort des Anderen, Fremden für mich eine Bedingung des Schreibens, eine Perspektive des Außen die einzige Möglichkeit des Abstandhaltens. Man sieht ja nichts aus der Nähe, oder eben nur das, was man schon kennt.

- Gespräch: Karin Großmann
- Antrittslesung von Kurt Drawert an diesem Donnerstag, 19 Uhr, Zentralbibliothek Dresden, Eintritt frei
- Lesetipp: Der Körper meiner Zeit. C. H. Beck, 21,95 Euro

Michael Jackson wird Musicalstar

New York. Ein Musical über das Leben von Michael Jackson soll 2020 an den Broadway kommen. Das kündigten die Produktionsfirma Columbia Live Stage und Jacksons Nachlassverwalter am Dienstag an. Das Drehbuch soll von der New Yorker Dramatikerin und Pulitzer-Preisträgerin Lynn Nottage kommen. Als Regisseur und Choreograph wurde der Brite Christopher Wheeldon engagiert. Ein Titel für das Musical steht noch nicht fest. Der als „King of Pop“ bekannte Sänger starb 2009 an einem tödlichen Medikamentenmix. Seine Karriere wurde bereits in mehreren Bühnenproduktionen nacherzählt. In Berlin feiert im August das Musical „Beat It!“ Premiere. (dpa)

Kunstraub endet glücklich nach 16 Jahren

Hamburg. Ein vor 16 Jahren in Zürich gestohlenen Gemälde des Schweizer Malers Ferdinand Hodler ist in Hamburg wieder aufgetaucht. Ein Mann hatte das Gemälde „Letizia Raviola“ kurz vor Weihnachten bei einer Polizeiwache abgegeben, bestätigte die Behörde am Mittwoch. Das Gemälde zeigt ein Modell, das Hodler mehrmals porträtierte. Das Bild soll jahrelang im Keller eines Autohändlers gelegen haben. Experten der Hamburger Kunsthalle bestätigten die Echtheit. Das Porträt war im Dezember 2001 in einer Schweizer Galerie gestohlen worden. Es soll nun an die Versicherung gehen, die den Schaden damals bezahlte. Der Wert liegt bei zwei Millionen Euro. (dpa)

Krimiautor Wolf Haas erhält Kunstpreis

Wien. Der 57-jährige Schriftsteller Wolf Haas wird mit dem Österreichischen Kunstpreis ausgezeichnet. Der für seine „Brenner-Krimis“ bekannte Autor erhält die mit 15 000 Euro dotierte Auszeichnung in der Kategorie Literatur. Keinem Vertreter der österreichischen Literatur sei es in den letzten zwei Jahrzehnten so überzeugend geglückt, das Publikum und die Kritik im gleichen Ausmaß zu begeistern wie Wolf Haas, so die Jury. Weitere Preise gehen an den Fotografen Bernhard Fuchs, an das niederösterreichische Festival „Wellenklänge“ und an den Medienkünstler Peter Weibel, Chef des Zentrums für Kunst und Medien in Karlsruhe. (dpa)

Von Locarno nach Berlin

Es kommt nicht nur auf die Filme an, meint der Italiener Carlo Chatrian, der neuer Chef der Berlinale werden soll.

VON CAROLINE BOCK



Carlo Chatrian könnte Teil der Doppelspitze sein, die künftig die Berlinale leitet.

Foto: dpa

Wenn die Berufsbezeichnung „Cineast“ auf einen Mann passt, dann auf Carlo Chatrian. Der gebürtige Italiener ist seit 2012 künstlerischer Leiter des Filmfestivals in Locarno. Jetzt soll der 46-jährige der Nachfolger von Berlinale-Chef Dieter Kosslick werden. Der Vertrag des 70-jährigen endet im Mai 2019.

Offiziell bestätigt ist die Entscheidung noch nicht. Es könnte gut sein, dass Chatrian Teil einer Doppelspitze wird, gemeinsam mit einer Frau. Am Freitag will die Findungskommission die Lösung für das Festival vorstellen, das neben Cannes und Venedig zu den wichtigsten weltweit gehört.

Ob als Journalist oder Programmverantwortlicher für Retrospektiven: Chatrians Karriere hat viele Facetten. Er wurde im norditalienischen Turin geboren und studierte dort Literatur und Philosophie. Seit den 90er-Jahren arbeitete er als Filmkritiker. Er hat Bücher und Essays über Kinogrößen wie Errol Morris und Wong Kar-Wai geschrieben und war Lehrbeauftragter.

Noch im Juli 2017 zitierte ihn die Wochenzeitung Die Zeit in einem Porträt mit den Worten: „Die Berlinale ist ein großartiges Festival mit viel Potenzial, aber ich glaube nicht, dass ich dafür geeignet bin, zumal ich ja kein Deutsch spreche.“ Den

Alltag eines Festivalchefs kennt Chatrian gut, wie aus dem Artikel hervorgeht: Bis zu zwölf Festivals besucht er für Locarno im Jahr, er sichtet Hunderte Filme. Der dreifache Familienvater spricht demnach ein Englisch mit kräftigem italienischen Akzent. Und er soll noch immer in seiner Heimat, einem Bergdorf im Aostatal, wohnen. Chatrian sei kein Typ, den es in die Öffentlichkeit ziehe. „Mein Job ist es, die Filmemacher vor mich zu stellen.“

Wie sein Kurs an der Berlinale-Spitze werden könnte, zeigt auch ein Interview, das er als Locarno-Verantwortlicher der Neuen Zürcher Zeitung gab: „Für mich stehen immer noch die Filme im Mittelpunkt, aber ich denke, heutzutage können Festivals nicht einfach nur Filme projizieren. Man muss etwas drumherum bieten.“

Für Locarno sah er es nicht als seine Pflicht, im Wettbewerb die Art von Filmen zu zeigen, die das Publikum bereits kenne. „Das Programm sollte das Publikum überraschen, was nicht heißt, dass ich ihm einen Faustschlag versetzen möchte.“ Er habe von Anfang an gesagt, dass das Festival keine große Veränderung brauche. Es bleibt abzuwarten, ob dieser Kurs auch für Berlin gilt und wie er Deutschlands größtes Filmfestival prägen wird. (dpa)

